



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

N e u e N o m a n e .

2.

Ich deutete am Schluß meines letzten Artikels einen Uebelstand an, der seit Goethe so ziemlich in allen deutschen Romanen wiederkehrt, wenn sie sich nur einigermaßen über das Niveau des Alltäglichen zu erheben suchen. Sonst war es Mode, die feineren Empfindungen des Herzens und die kühneren Züge des Charakters, die zu fein und zu kühn waren, um sich in den Handlungen zu entfalten, in Briefen an irgend einen Vertrauten oder eine Vertraute auszusprechen; selbst wenn die Heldin in Ohnmacht fiel, mußte sie augenblicklich ihrer Freundin referiren, und wenn nichts vorfiel, so wurde auch darüber ein Brief geschrieben. Die Wuth des Brieffschreibens hat jetzt nachgelassen, dagegen ist das schlimmere Laster der Tagebücher eingerissen. Seitdem Ottilie ein Tagebuch geführt, verläßt keine Frau von einigem Geist, in sorgfältig stilisirten Aphorismen ihrer schönen Seele Luft zu machen. Zum Theil sind es die süßen Geheimnisse des Herzens, der Nachklang schöner Stunden, die man in diesem köstlichen Schrein aufspeichert; man malt sich aus, was man dabei gedacht, als man mit dem schönen, blassen Polen die erste Polka tanzte, oder was man empfunden, als der erste Sonnenstrahl auf die neuen, seelenvoll gruppirten Möbeln fiel; in der Regel aber sind es Einfälle über literarische Gegenstände, namentlich über Faust, Byron und Don Juan, die Lieblinge der Damen. Da eine gründlich ausgeführte Kritik weder von einer Dame noch von einem Tagebuch zu erwarten ist, so wird eine epigrammatische Pointe gesucht, ein gefühlvoller Witz, der auf die alte Erscheinung ein neues Schlaglicht wirft. Daraus geht nicht nur der Nachtheil hervor, daß eine Masse schiefer, einseitiger Urtheile in die Welt laufen, daß man sich zwingt, beständig in Aphorismen, in Paradoxien zu denken, eine Manier, die dem gesunden Menschenverstand nicht eben förderlich ist; sondern auch der größere, daß man auf solche Reflexionen einen Werth legt, den sie in keiner Weise verdienen, und über dieses Schattenspiel schillernder Wize dasjenige aus den Augen läßt, was eigentlich das Interesse des menschlichen Lebens ausmacht: That und Leiden.

Auch „der Tannhäuser,“ den wir im vorigen Heft besprachen, gibt uns ein solches Tagebuch; es wird noch dazu von der gesetztesten, verständigsten und tugendhaftesten Person des Stückes geführt, aber sie kann sich doch nicht enthalten, sich zuweilen in ihren Mußestunden die Frage vorzulegen, ob sie nicht den Opfertod der Charlotte Stieglitz sterben solle, und über Christus, die Republik, die Identität Gottes und der Welt, den Zweifel und den Glauben, die Ehe und das freie Weib, sich Einfälle auszuarbeiten, die ebensowenig schön als

haltbar sind. Wir Deutsche sind schon ohnehin so aphoristische Naturen, daß unsere Gedanken, Geschichten und Empfindungen gerade so in Duodezform auseinanderfallen, wie unsere Staaten und unsere Kirchen; wir sollen vor allen Dingen dahin trachten, uns zu concentriren, aus der Zerflossenheit unsers Lebens und Denkens mit einem energischen Entschluß uns aufzuraffen. Statt dessen forciren wir uns in eine immer haltlosere und trübere Verwirrung hinein.

Die allerneuste Form des Romans trägt viel dazu bei. Bei dem Roman wie bei der Geschichte vergessen wir allzuleicht, daß, wie man auch sonst darüber denken mag, die Hauptsache ist, daß etwas erzählt wird. Seitdem wir aber an den gescheiterten Versuchen unserer Revolution eine willkommene Beziehung für unsern Weltschmerz gefunden haben, überheben wir uns vollends der Mühe, zusammenhängende Geschichte und zusammenhängende Charaktere zu erfinden, wir beziehen uns auf bekannte Ereignisse, auf bekannte politische und literarische Persönlichkeiten, und die Romantik schlingt sich wie ein schales, unselbstständiges Rankengewächs um die ohnehin schon sehr formlosen Ruinen unserer jüngsten Träume. Anstatt zu schildern und zu erzählen, wird gestichelt.

Schon in Gutzkow's Ritter vom Geist sind diese Sticheleien, die ein Uneingeweihter gar nicht verstehen kann, sehr unbequem; Gutzkow beobachtet aber wenigstens den Anstand, nur gewisse Eigenschaften öffentlicher Charaktere zu benutzen und diese zu freien Compositionen zu verarbeiten. — Der Verfasser des „Lannhäuser“ mißbraucht schon diese Beziehungen; am rohesten treibt es aber der Verfasser des Romans:

Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. 3 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Was irgend in den letzten Jahren von bekannten Persönlichkeiten in Berlin, Wien und Breslau aufgetaucht ist, kommt in irgend einer Verkleidung als Episode in diesen drei Bänden vor. Diese Benutzung der Wirklichkeit ist weder künstlerisch noch sittlich zu rechtfertigen. Dergleichen beiläufige Charakteristiken sind immer unwahr, weil sie eine beliebige hervorspringende Seite ergreifen und sich doch den Anschein geben, als wollten sie die Totalität des Menschen darstellen, und sie sind unschicklich, denn will man lebende Personen angreifen, belehren, tadeln oder lächerlich machen, so thue man es offen, mit ihrem und seinem Namen, man motivire sein Urtheil und man vertrete es.

Der Roman hat aber in anderer Beziehung ein Interesse. Es sind nämlich höchst eigenthümliche Geständnisse der Demokratie, die nicht allein an ihrem Erfolg, sondern auch an ihrem Recht verzweifelt. „Kleine Menschen in einer großen Zeit!“ Worin liegt aber die Größe einer Zeit anders, als in den Menschen? Eine Periode des Uebergangs, in der eine alte Form des Lebens allmählig abstirbt, um einer neuen Platz zu machen, hat leicht den Schein der Größe, weil sie große Contraste zeigt. Aber in dem chemischen Auflösungs-

proceß liegt an sich nichts Großes; es kommt darauf an, mit welcher Gewalt die neuen Lebenskeime aufbrechen.

Der Held des Romans, der Träger der neuen Zeit und ihrer Ideen, ist, wie die meisten Figuren unserer modernen Novellisten, eine Molluske ohne alle Knochen, oder wie wir uns moralisch ausdrücken würden, ein ausgemachter Lump, dessen blasse Wangen und dunkle Locken uns nicht imponiren; er versteht es mit einer wahren Meisterschaft, in jeder Situation, die für einen leidlich honetten Menschen gar keine Schwierigkeiten haben würde, sich auf die möglichst nichtswürdige Weise zu benehmen. Er ist Atheist, ambirt aber ein Pfarramt; er macht einem guten Mädchen feurige Liebesgeständnisse, schreibt aber zugleich einem guten Freunde, sie sei eine dumme Gans, und ihn werde kein Weib verstehen; man entdeckt einen atheistischen Aufsatz, den er anonym in die Epigonen geschickt, und zieht ihn deshalb zur Untersuchung; er bettelt bei dem Consistorialrath um Gnade, besäuft sich aber zugleich mit den Berliner Gottesleugnern, knüpft Verhältnisse mit emancipirten Weibern an, schreibt aber dabei auch seinem Nennchen, er sei ewig der ihre u. s. w. Erst wird er deutschkatholischer Pfarrer in Breslau, dann Haupt der freien Gemeinde, Communist, dann wieder Skeptiker — kurz ein ausgemachter Lump. Jede Person, die mit ihm irgendwie in Berührung kommt, führt ihn an der Nase herum. Zuletzt fällt er bei der Wiener Revolution. — Die andern Demokraten, die episodisch aufgeführt werden, sind womöglich noch nichtswürdiger.

Es ist gut, wenn die Demokratie auf diese Weise, halb bewußt, halb unbewußt, in sich geht und ihre Sünden bekennt. Der Ekel an einer schalen Vergangenheit ist auch schon ein sittliches Moment; nur reicht er nicht aus. Die Blasirtheit ist ein noch schlechterer Zustand als der Rausch, wenn auch die unvermeidliche Folge desselben. Der Dichter, der übrigens nicht ohne Talent ist, und das namentlich an der Zeichnung einiger weiblicher Figuren gezeigt hat, wird hoffentlich diesen Kagenjammer überstehen. —

Ein zweiter Roman:

Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahr 1848 von Otto Müller.

3 Bde., Bremen, Schlotmann.

behandelt dasselbe Thema. Diesmal sind es zwei entgegengesetzte Charaktere, die von der Revolution ergriffen werden; ein jungdeutscher Schwindler, Namens Germanos, der immer aus einem Extrem in das andere überspringt, und sich von den ähnlichen Romanfiguren nur dadurch unterscheidet, daß er wenigstens Anläufe macht zu einer größern Energie in der Verfolgung seiner Zwecke; und ein braver, verständiger Mann, Namens Volker, der nur an dem Uebelstand leidet, daß sein Herz durch eine doppelte Liebe gespalten wird, zu einem guten Bauermädchen und zu einer Gräfin. Er läßt sich in den ersten badischen Aufstand verwickeln und erschießt sich, als er arretirt werden soll: warum? das erfährt man nicht.

Diesmal sind es die Aristokraten und ihre Diener, die schlecht wegkommen; ein Haufe unwürdigen Gesindels. Der Verfasser hofft zum Schluß auf bessere Zeiten, und fragt das Vaterland, ob es denn auch erwachen werde? — Im Uebrigen ist der Zuschnitt dieses Romans mehr nach der alten Conventienz; Thürme, worin Wahnsinnige wohnen; schurkische Verwalter; intendirter Vätermord; uneheliche Kinder, denen plötzlich der Vater segnend erscheint u. s. w.

Des Republikaners Schwertfart. Kartons von Ernst Haug, General der römischen Republik. Bremen, Schlotmann.

Hier ist unbedingte Siegesgewißheit, sogar in der Orthographie; der Verfasser hat mit Herwegh das th und das y aus der deutschen Sprache verbannt, schreibt: rot, tot, mistisch u. s. w., und hat am Sabandschasee in Kleinafen, von wo die Borrede datirt ist, eine neue Philosophie entdeckt, deren kurzen Abriß er seinem Freunde, dem Triumvir Mazzini, in folgenden Worten mittheilt: „Der Karakter unserer Periode ist die Emanzipazion der Individualität vom Individuum oder der Unterjochten vom Unterjochenden. Die logische Consequenz bringt es mit sich, daß der Unterjochte die Herrschaft der Unterjochenden abschütteln und für die Emigrazion des Individuums von der unterdrückenden Individualität ringen wird. Unsere kühnsten Wettrenner haben den roten Spagat am Ziel der laufenden Periode schon durchbrochen, und sind, Deserteurs ihrer Zeit, auf die Arena der Zukunft gesprungen.“ Was in dem Romane selbst steht, weiß ich nicht so genau zu sagen, denn der dem Vorigen entsprechende Stil stört die Aufmerksamkeit. Pius IX. wird unter andern ein Christusschänder und Landesverräter genannt, die übrigen Fürsten noch strenger getadelt, und zum Schluß heißt es: „Ich höre aus dem profundis der Gräber den Posamenschall des ewigen Gerichts erdröhnen.“

Der Sohn des Volkes. Roman von Levin Schücking *). 2 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Dieser Roman behandelt zwar auch die Gegensätze einer Revolutionszeit, aber er bezieht sich auf eine andere Revolution, auf die große französische und deren Einflüsse auf Deutschland. Er ist mit dem bekannten Geschick des Verfassers geschrieben, und hat uns nur in einer Beziehung befremdet. Es sprechen sich nämlich, nicht gerade in politischen Excursen, aber in der Art und Weise, wie die einzelnen Figuren ausgemalt und gruppiert sind, die wunderbarsten Sympathien aus: entschiedene Sympathie für den deutschen Adel des vorigen Jahrhunderts gegen die bürgerlichen Emporkömmlinge, entschiedene Sympathie für Oestreich gegen Preußen. Selbst das, was der Verfasser von den Handlungen der Aristokratie erzählt, ist so empörend, daß wir auch die Uebertreibungen der Verletzten

*) Von demselben Verfasser sind früher die Romane erschienen: Ein Schloß am Meer. 2 Bde. — Eine dunkle That. — Die Ritterbürtigen. 3 Bde.

leicht begreifen; aber sie bleiben zum Schluß als die edlen Menschen stehn, alles kniet vor ihnen, läßt sich von ihnen segnen und küßt ihnen die Hände, dagegen werden der „Sohn des Volkes“, der sich gegen sie empört, und der preußische Hauptmann, der sie beneidet und gegen sie intrigürt, als hoffnungslose Schurken gebrandmarkt. Ist das bei dem Redacteur der Cölnischen Zeitung bloße Objectivität? Dann muß man sagen, daß sie in diesem Maß nicht zu billigen ist. Jeder Dichter, sei er Tory oder Whig, sucht allen Parteien gerecht zu werden; aber seine Liebe kann nur denen zu Theil werden, für die seine politischen Ansichten sich entscheiden. Wie man objectiv und gerecht sein kann, ohne seiner Partei etwas zu vergeben, zeigt Walter Scott, den Whig und Tory mit gleichem Interesse liebt, obgleich er in seinen Dichtungen ebenso entschieden Tory war, als in seinem Leben.

Der Bettler von James Park. Eine Novelle von Alexander Jung.
Leipzig, J. J. Weber.

Hier ist von keiner politischen Tendenz die Rede. Es ist der Versuch, eine Ausnahmefigur, die mit der gewöhnlichen Natur des Menschen gar nichts gemein hat, nicht komisch, sondern tragisch und sentimental zu behandeln; ein Versuch, der an Wunderlichkeit Alles übertrifft, was Gutzkow oder Hebbel in der Art geleistet haben. — Ein junger hoffnungsvoller Engländer verliebt sich in eine Deutsche, eine gewisse Marie, und läßt sich von ihr in der deutschen Sprache und der deutschen Philosophie unterrichten. Beides gibt ihm Veranlassung, sich ein Tagebuch zu halten, worin er über die Liebe, Gott, die Freiheit und die deutsche Sprache in deutscher Manier aphoristisch philosophirt. Da diese Manier, was die Liebe, Gott und die Freiheit betrifft, schon hinreichend bekannt ist, so halte ich es nicht für nöthig, darauf weiter einzugehn; doch ein linguistisches Fragment muß ich mittheilen. „Wie sinnvoll neckisch viele dieser deutschen Eigennamen klingen! Tiefs zum Beispiel! Wenn man diesen Namen des großen Dichters ausspricht, allerliebste gedehnt, wie Marie ihn spricht: Tiefs, so ist es mir allemal, als befände ich mich mitten in jener Märchenwelt des deutschen Romantikers. Rund umher in Kästchen sitzen Canarienvögel, wie verwünschte Prinzen und Prinzessinnen. Ich trete an einen der Bauer heran, und rufe scherzend, neckisch zu dem gelblustigen Vogel da drinnen, wie man wohl zu einem Canarienvogel zu rufen pflegt: Tiefs und wieder Tiefs, und nun antwortet es gar munter ebenfalls: Tiefs, Tiefs, und Tiefs, Tiefs geht es durch alle die übrigen Kästche fort.“ — Auf ähnliche Weise wird über den Namen Schleiermacher philosophirt. — Jener gute Philosoph hat nun eine fixe Idee: seiner Familie stehe allemal ein Unglück bevor, wenn ein Hausvater einem Gliede seiner Familie ein Eccehombild anbiete. Als ihm daher einmal wirklich ein Eccehombild zum Verkauf angetragen wird, verliert er alle Fassung; er kommt in diesem Zustand zu seiner Geliebten, und findet sie im Sterben. Darüber verliert er den Verstand, und

steht nun als Bettler in den Londoner Straßen. Anfangs sehr mager, und daher ein zum Betteln gut qualificirtes Subject, wird er in die Londoner Bettelzunft aufgenommen. Leider aber wird er dann sehr fett, er bekommt einen Hängebauch, was ihm schon früher geahnt hatte. Doch bemerkt ein Lord, der ihn zum Gegenstand seiner Studien und Menschenliebe wählt: „Ungeachtet aller Ueppigkeit des Fleisches und weltlichen Vornehmheit lag etwas Großes in einem höhern Sinn, etwas Erdüberlegenes, Körpersattes, Geistvolles, Geisterhaftes in seinen Zügen.“ Da aber nicht das ganze Publicum das sieht, so erhält der Philosoph jetzt kein Almosen mehr, wird aus der Zunft ausgestoßen und verfällt einem Hospital, wo er seine Corpulenz verliert und seinen Verstand wiedererhält. Wenigstens setzt er sein Tagebuch fort, und legt ein dunkles Cabinet an, wo mehrere Skelette neben einander stehen und darüber eine geisterhafte Aeolsharfe. Nachdem er diesen Beweis seines Verstandes gegeben, stirbt er sanft und selig, jener Lord beweint ihn als treuer Freund, und Marie ist nicht gestorben, sie lebt vielmehr noch heute als Nonne in Frankreich. — Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt, Horatio! —

Schnock. Ein Niederländisches Gemälde von Friedrich Hebbel. Leipzig, J. J. Weber.

Mit der Bezeichnung eines „Niederländischen Gemäldes“ weist Hebbel diejenigen seiner Verehrer zurück, welche in jeder seiner Schöpfungen ein Ideal erwarten; welche nach seiner eignen Theorie nur da die Dichtung berechtigt glauben, wo ein welthistorisches Problem vorliegt. Im Schnock strebt er nach einer andern Idealität. Dieses Buch „möchte sich neben Eulenspiegel, Ragenberger u. s. w. einen Platz erobern und würde überglücklich sein, wenn es seinen gegenwärtigen Prachtrock *) über kurz oder lang einmal abwerfen und sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen in einen Bauernkittel von Fließpapier hineintummeln dürfte.“

Daß Jean Paul's Ragenberger ein Volksbuch ist, und sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen tummelt, hören wir zum ersten Male; es ist das eine von den Einbildungen, an denen unser Verfasser so überreich ist. Der Ragenberger ist so wenig ein Volksbuch, als es der Schnock jemals werden wird; im Gegentheil kann man sich nicht leicht eine Manier denken, die weniger populär wäre, als diese forcirte Anhäufung von Charakterzügen, die nach einem Muster zugeschnitten sind.

Eigentlich hätte Hebbel an ein anderes Stück von Jean Paul erinnern sollen, aus welchem er nicht nur die Manier bis in die kleinsten Züge, sondern auch den Stoff entlehnt hat: Die Reise des Feldpredigers Schmelzle. Der Inhalt ist in beiden ein bis zum Extrem feiger Mann, der an ein determinirtes Weib verheirathet ist, und wie billig von demselben geleitet wird. Ich will ihn damit keines

*) Der, beiläufig, der Verlagsbehandlung in der That alle Ehre macht.

Plagiats beschuldigen, denn er hat das Thema der Feigheit durch andere Einfälle variiert, aber auf dieselbe Weise könnte nun wieder ein Dritter kommen und neue Variationen erfinden, und Duplicate sind, wie die Vorrede zur Maria Magdalena ganz richtig sagt, in der Kunst ein Ueberfluß.

Schnock ist bereits 1837 geschrieben, und gehört in die Reihe jener theophrastischen Charakterstudien, die ich bereits in Heft 45 vollständig geschildert habe. Von seiner Manier wird man sich ein Bild machen, wenn ich folgenden Zug anführe, den Schnock von seiner geizigen Gattin erzählt. „Sie ging zuletzt so weit, daß sie ihre ökonomischen Rücksichten auf meinen eignen Körper ausdehute und mir die unnütze Anstrengung desselben, wie sie sich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur selten verstattete; vermuthlich, weil sie die Kosten einer Umarmung nach Heller und Pfennig abzuschätzen verstand und weil sie nun calculirte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne, als in der Liebe.“ — Ich tadle an dieser Stelle nicht den Cynismus an sich, sondern das Reflectirte, Gesuchte und Unnatürliche des Cynismus; ein Fehler, in den Jean Paul ebenso oft verfällt, als Hebbel, nur daß, wie es stets zu geschehen pflegt, der Nachahmer das Vorbild noch überbietet.

Zu einem niederländischen Gemälde, oder, was hier dasselbe sagen will, zu einem humoristischen Gedichte, gehört vor allen Dingen Heiterkeit und Behagen, Freude an der Realität und Reichthum der Farben. Humor im Lapidarstil ist geradezu unerträglich; wir können uns an ihm nur erfreuen, wenn er in einer behaglichen Breite ausgemalt wird. Jean Paul läßt einmal einen seiner Lieblingshelden eine Anekdote vortragen, und bemerkt dann ganz mit Recht, der Zuhörer habe sie erst in seine Sprache übersetzen, sie sich im Stillen ausführlicher erzählen müssen, ehe er den Spaß empfinden und darüber lachen konnte. Dieser Tadel trifft die ganze Darstellungsweise Jean Paul's und seines Schülers: sie haben mitunter sehr komische Einfälle, aber man wird davon nicht ergriffen, weil sie nicht zu erzählen verstehn; sie sind zu reflectirt, zu unruhig, zu abstract; man merkt überall die Absicht.

Dabei gerathen sie noch gar zu leicht in den Fehler der Uebertreibung, die durch Aufhebung der Wahrheit alles verdirbt. Die Feigheit ist in ihrer Erscheinung an sich etwas Lächerliches, Hebbel hat aber den Eindruck noch dadurch verstärken zu müssen geglaubt, daß er sie mit einem riesenstarken Körper in Verbindung gesetzt hat. Schnock ist „breitschultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Gesicht, worauf das erste Kindergreinen über empfangene Ruthenstreiche versteinert zu sein schien; ein Bär mit einer Kaninchenphysiognomie.“ Wenn man von so einem Mann hört, daß er sich von einem kleinen, schwächlichen Menschen, den er mit der Hand zerdrücken könnte, prügeln, zur Erde werfen, mit den Füßen treten läßt, nicht aus Gutmüthigkeit oder Faulheit, wie es bei großen

Menschen zuweilen vorkommt, sondern aus Furcht, so glaubt man das nicht, und dem Dichter hülfte es nicht, wenn dergleichen wirklich einmal vorgekommen sein sollte, denn unwahrscheinliche Dinge soll die Kunst nicht darzustellen unternehmen. Ähnliche Einfälle kommen zu Hunderten vor, mitunter aber auch ein glücklicher Zug. Einmal z. B. hat Schnoek gewettet, er wolle seine Frau Abends ausschelten. Er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er sie demüthig um Erlaubniß bittet. Sie erlaubt es auch, weil er sonst bezahlen müßte, aber er wagt es doch nicht, und fährt endlich in seiner Verzweiflung auf die Lauscher am Fenster los. —

Der deutsche Gilblas. Ein komischer Roman von N. v. Sternberg.
1r Bd. Bremen, Schlotmann.

Der Roman hat mit dem vorigen insofern Ähnlichkeit, als er auch eine Flucht aus der Tendenzmacherei in die reflectirte Tendenzlosigkeit ausdrückt. Der Verf. meint in der Vorrede, wir würden durch unsere sentimentale Brüderie corrumpt, und eine lascive Geschichte sei lange nicht so unsittlich, als die fleche Wollust unserer neuen Romantik. Ich bin darin mit ihm vollkommen gleicher Meinung, ich halte Paul de Kock für viel weniger unsittlich als Soulié, den Ardinghello für moralischer als die Lucinde, das Bordell für rechtschaffen im Vergleich mit den Conventikeln, wo man unter Anrufung des heiligen Geistes seinen Lüsten nachging. Aber man rechtfertigt Paul de Kock und Heinse noch lange nicht, wenn man nachweist, daß es noch unsittlichere Dinge gäbe, als ihre Schriften. Jene cynischen Schriften können nur durch die herrschende Stimmung, deren tiefgefühltes Bedürfniß sie befriedigen, eine relative Berechtigung erlangen, mit dem Aufhören der Stimmung ist auch ihr Recht dahin. Wenn Casanova heute schriebe, so würde kein Mensch ihn lesen; die bloße Liederlichkeit langweilt uns.

Der „Deutsche Gilblas“ enthält übrigens nicht bloß liederliche Geschichten, wenn auch mehr als nöthig. Er ist besser als manche frühere Schrift desselben Verfassers. Ein Talent kann man Sternberg nicht absprechen, und dieses tritt um so mehr hervor, wenn man durch die Lectüre der vorher erwähnten Romane abgespannt ist; er weiß sehr gut zu erzählen. Er hält die Neugierde in beständiger Spannung, er trägt seine Anekdoten und Charakterzüge auf eine so pikante Weise vor, als man es nur verlangt, und er hat aus dem Leben manche wirkliche, bunte und lebendige Anschauung geschöpft. Das ist freilich ein subalternes Talent, aber ein nothwendiges, und ein Talent, welches neun Zehnteln unserer Romanschreiber völlig abgeht. Und es kommt noch eine zweite Eigenschaft dazu, die eben so selten ist unter den Deutschen: er ist nicht verschroben; wenn er von einer Tasse Kaffee reden will, so macht er keine Anspielung auf die Hieroglyphen von Persopolis und auf die Empfindungen einer eingemauerten Nonne in den römischen Katakomben.

Handel und Wandel. Von F. B. Hackländer.*) 2. B., Berlin, Franz Dunfer.

Es freut mich, einmal unbedingt loben zu können. Der Kreis, in dem sich dieser kleine Roman bewegt, ist enge, er beschränkt sich auf eine Mühle, eine Schnittwaarenhandlung und ein paar umliegende Häuser; aber man wird in diesem Kreise vollständig vertraut, die einzelnen Figuren sind in scharfen Umrissen, naturgetreu und mit lebendigen Farben gezeichnet, wir leben unter wirklichen Menschen, Menschen von Fleisch und Blut, nicht Schemen der Fieberphantase oder Reminiscenzen aus irgend einem Compendium der Metaphysik. Es herrscht in dieser Welt ein klarer Verstand und ein gesundes, tüchtiges Gemüth. Hackländer würde ein deutscher Dickens werden — ohne die Fehler des Briten, die übertriebene Plastik in der Sprache und die Mosaik in den Charakteren und Begebenheiten — wenn das deutsche Leben nicht so unendlich viel fauler und spießbürgerlicher wäre als das britische. Aber auch wie er jetzt ist, steht er als eine große Seltenheit unter den deutschen Romanschreibern da und verdient eine größere Beachtung, als er bis jetzt — im Ganzen genommen — gefunden zu haben scheint. Wir sind in der Reizbarkeit unsers Geschmacks so überschwenglich geworden, daß wir uns an eine einfache, gesunde Kost erst gewaltsam wieder gewöhnen müssen — denn der Pumpernickel der uncultivirten Bauernsprache mit dem vaterländischen Gewürz der Dialekte ist doch nichts, als ein neuer haut-gout, der nicht dauern kann.

Herodes und Mariamme.

Tragödie in 5 Acten von Fr. Sebhel. (Wien, Gerold.)

Herodes, König von Judäa, liebt seine Gemahlin Mariamme so leidenschaftlich, daß er auch nach seinem Tode ihren Besitz keinem Andern gönnen will. Als er daher auf ein gefährliches Unternehmen ausgeht, befehlt er heimlich einem treuen Diener, sie zu tödten, wenn er nicht zurückkehrte. Er kehrt zurück, aber sein Geheimniß ist verrathen, und in Mariamme's Seele verwandelt sich die Liebe zu ihm in Haß gegen den Tyrannen.

Dies der Stoff, welcher bereits Calderon zu einem seiner Trauerspiele (*el mayor monstruo los zelos*) Veranlassung gegeben hat. — Calderon beschränkt sich nach seiner gewöhnlichen Weise auf Ausmalung leidenschaftlicher Stimmungen

*) Frühere Schriften des Verfassers sind: Der Pilgerzug nach Mekka — Daguerreotypen aus dem Orient — Das Soldatenleben im Frieden (hat schon 3 Aufl.) — Wachtstuben-Abenteuer — Humoristische Erzählungen — Märchen — Bilder aus dem Leben.